

„Hindus in Indien sind zu modern“

Die kreative Neuerfindung und Wiederentdeckung von Hindu-Traditionen in Guyana

Durch Migration von Indien nach Guyana entwickelte sich während der britischen Kolonialzeit eine Form des karibischen Hinduismus. Traditionen dieser religiösen Gemeinschaften verändern sich seither immer wieder und passen sich neuen Kontexten an. Diese kulturellen Transformationen, die Verbindung Guyanas mit der Karibik und der wachsende Austausch mit Brasilien zeigt sich vor allem in der Madras-Tradition.

von Sinah Kloß

Guyana in/und Südamerika

„Ich möchte nach Brasilien reisen, eines Tages, da gehe ich nach Manaus“, erzählt Suresh mit glänzenden Augen, während er in der Hängematte seines Bottomhouses liegt, dem unteren Teil eines traditionellen guyanischen Hauses auf Holzpfehlern. Suresh ist 59 Jahre alt, verheiratet, Vater von drei Kindern und arbeitet bei der lokalen Zuckerfabrik. „Dort, wo das Zuckerrohr zum Band hoch transportiert wird“, erläutert er stolz. Als einfache aber ehrliche Arbeit, beschreibt er seinen Posten, mit dem er zwar nicht reich würde, aber reich würde man ohnehin nicht durch Geld, sondern durch ein gutes Herz.

„Ich möchte mir Manaus nur anschauen, einmal sehen, wie es in Brasilien ist“, fährt er fort. „Ich will dort nicht bleiben, Guyana ist doch mein Zuhause.“ Er schlürft seinen Softdrink mit reichlich Eis aus dem Emaille-Becher, der von genau dort importiert wurde, von wo er gerade schwärmt – Brasilien. Dann fügt er noch hinzu: „Millionen Menschen leben da, habe ich gehört, und das will ich sehen. So viele Menschen.“

Zwölf bis sechzehn Stunden dauert eine Fahrt von Guyanas Hauptstadt Georgetown in die Grenzregion von Guyana und Brasilien. Eine Fahrtzeit, die abhängig von den aktuellen Straßen- und Witterungsverhältnissen ist. 2009 eröffnete der einzige offizielle Grenzübergang zwischen Guyana und Brasilien, die Takatu-Brücke. Sie verbindet das guyanische Lethem mit dem brasilianischen Bonfim. Die Tatsache, dass man auf dieser Brücke die Fahrseite - von der linken auf die rechte Spur - wechselt, erwähnt Suresh nur beiläufig, betont hingegen seine Vorstellung von der Andersartigkeit der Indigenen, die „dort, im Hinterland“ leben.

Im Küstengebiet Guyanas - der Region, in der die Mehrheit der Bevölkerung lebt - begegnet man nicht vielen Menschen, die bereits nach Brasilien gereist sind. Für die meisten Guyaner*innen handelt es sich um ein kostspieliges und anstrengendes Unterfangen. „Um nach Brasilien zu fliegen, muss man erst nach Miami“, erklären zahlreiche Hauptstädter*innen und ergänzen, dass der Landweg einfach zu mühselig sei. Weitaus günstiger sei es da nach Trinidad zu fliegen, mit Ca-

ribbean Airlines oder Fly Jamaica, oder man reise einfach ins Nachbarland Suriname, wohin man mit Auto und Fähre könne. Venezuela sprechen sie nur selten an – das Land findet nur in jüngsten Diskussionen über die Aufnahme von Flüchtlingen Erwähnung. Aufgrund des anhaltenden Grenzkonfliktes gibt es bis in die Gegenwart noch keinen offiziellen Grenzübergang zwischen den Ländern.

Die eingeschränkten Verbindungen von Guyana sowie Suriname zu anderen südamerikanischen Ländern führen nicht selten dazu, dass sie von Außenstehenden nicht als Teil Südamerikas betrachtet werden. Historisch und kulturell gesehen bestanden seit der Zeit der britischen und niederländischen Kolonialherrschaft engere Verbindungen mit karibischen Inselstaaten, insbesondere zu Trinidad und Tobago, Antigua oder Barbados. Diese Verbindungen drücken sich nicht nur in kulturellen Elementen wie der Musik – Reggae, Dancehall und Soca sind sehr beliebt – dem Essen und der Kleidung aus, sondern auch in religiösen Traditionen.

Hinduistische Traditionen in Guyana

Suresh ist aktives Mitglied und im Vorsitz einer hinduistischen Tempel-Gemeinschaft im ländlichen Guyana. Er bezeichnet sich selbst als indisch, was bedeutet, dass er sich als Nachfahre indischer Vertragsarbeiter*innen definiert. Diese waren zwischen 1838 und 1917 aus dem damaligen Britisch Indien gebracht worden, um dem Arbeitskräftemangel auf den kolonialen Plantagen entgegenzuwirken, der nach der Abschaffung der Sklaverei entstanden war.

Ein Großteil der ca. 239.000 Vertragsarbeiter*innen, die nach Britisch Guayana gelangten, waren Hindus. Da der Hinduismus auch in Indien keine einheitliche Religion ist, sondern aus unterschiedlichen Schulen und Traditionen besteht, repräsentierten die hinduistischen Vertragsarbeiter*innen diese Vielfalt, waren sie doch aus unterschiedlichen Regionen und Städten in Nord- und Südindien angeworben worden. Im Gegensatz zu

afrikanischen Sklav*innen durften Vertragsarbeiter*innen ihre religiösen Traditionen beibehalten und sogar kleine Tempel errichten. In der christlich dominierten Kolonialgesellschaft blieben karibische Hindus jedoch immer eine Minderheit und waren fast täglich dem Hohn und Spott von Christ*innen ausgesetzt, die Hindus als „Götzenverehrer“ und ihre Traditionen als rückständig und unzivilisiert abwerteten. Um in dieser Gesellschaft Status zu erlangen und in der sozialen Hierarchie aufsteigen zu können, musste man zwangsläufig christlich sein. Dies führte zu Konvertierungen von Hindus zum Christentum, welche jedoch innerhalb der Hindu-Gemeinschaft verpönt waren und als Bedrohung der eigenen kulturellen Identität wahrgenommen wurden.

In diesem Kontext entwickelte sich in Guyana, Trinidad & Tobago und Suriname ein karibischer Hinduismus, der durch inner-karibische Austauschprozesse und Verbindungen zwischen den Hindu-Gemeinschaften im Laufe des 20. Jahrhunderts entstand und sich seither weiter entwickelt. Die Bräuche und Glaubensvorstellungen dieser Ritual- und Glaubenselemente werden zwar nicht als grundlegend anders von hinduistischen Traditionen in Indien verstanden, jedoch haben sich notwendigerweise durch die marginalisierte und stigmatisierte Position der Religion in Südamerika Veränderungen ergeben. Teils bewusst, teils unbewusst verändert. So würde ein guyanischer Hindu nicht ohne Weiteres behaupten, dass Hinduismus in Guyana anders ist als in Indien, jedoch würde er oder sie Unterschiede zum Beispiel bezüglich der verwendeten Sprache oder Tempelarchitektur beschreiben.

„Indien ist modern geworden“, erwähnt Suresh regelmäßig, zum Beispiel wenn er im Fernsehen Bollywood-Filme sieht, in denen die indischen Schauspielerinnen Spaghetti-Träger und offenes Haar tragen. Für ihn hat modern in diesem Zusammenhang keine positive Konnotation, sondern steht für eine Anpassung an westliche Kulturen und ihr Wertesystem.

Die Madras-Tradition: Englische und tamilische Traditionen

Tieropferungen, ekstatische Trance Elemente und Manifestationen von Gottheiten (in den Körpern der Ritualpraktiker*innen) gehören zu traditionellen Heilungsritualen des Hinduismus. Doch selbst karibische Hindus nehmen diese Praktiken inzwischen oft als unzivilisiert wahr. Um den Hinduismus als respektable und zivilisierte Religion neben dem Christentum in Guyana zu etablieren, wurden diese Rituale daher immer weiter ausgegliedert. Akzeptierte Riten und Bräuche, wie das Vorlesen aus heiligen Büchern, erfuhren hingegen Standardisierung.

Aus diesen Dynamiken entwickelte sich einerseits ein karibischer Mainstream-Hinduismus, die sogenannte Sanatan-Tradition, in welche die standardisierten Elemente einfließen. Andererseits vermengten sich die ausgegrenzten und stigmatisierten Praktiken zu einer Tradition, die in Guyana gegenwärtig als Madras-Tradition bezeichnet wird. Da die Anhänger*innen die Göttin Kali - auch Mariyamman genannt - als höchste Gottheit ansehen, wird sie auch Kali Mai-Puja (wörtlich: das

Ritual/die Verehrung von Mutter Kali) genannt.

Im Laufe der Zeit wurde die Madras-Tradition als südindische Tradition klassifiziert, welche insbesondere in Abgrenzung zur vermeintlich nordindischen Sanatan-Tradition steht. Durch die Wiederentdeckung schriftlicher Quellen aus den 1920er Jahren mit Bezug auf den südindischen Bundesstaat Tamil Nadu, in welchen Mariyamman-Rituale im Detail beschrieben werden und große Ähnlichkeit mit Elementen der Madras-Tradition aufweisen, wurden diese Traditionen kontinuierlich angepasst und neu erfunden.

Diese Prozesse sind jedoch nicht ausschließlich harmonisch. Interne Konkurrenzkämpfe wetteifern darum, wer den vermeintlich richtigen Standard hat und ausübt. So beschreibt Suresh, der überzeugter Madrassi ist und jeden Sonntag als eine der zentralen Figuren beim Gottesdienst und den Heilungsritualen fungiert, dass seine Art der Madras-Tradition richtig sei. Seine Begründung basiert darauf, dass diese auf Jamsie Naidoo zurückgehe - einem bedeutenden Priester der Tradition der 1970er und 1980er Jahre, der die Rituale revolutionierte, indem er die Gottheiten während ihrer Manifestationen Englisch sprechen ließ. Andere Madrassis kritisieren dies offen und verweisen auf die tamilische Herkunft der Rituale und behalten Tamil als Ritualsprache bei - ein schwieriges Unterfangen, berücksichtigt man, dass guyanisches Englisch die Muttersprache guyanischer Hindus ist, die weitestgehend kein Tamil oder Hindi verstehen.

„Mutter Kali ist die große Göttin. Sie hat die Welt erschaffen, hat alle Sprachen erschaffen“, rechtfertigt Suresh seine englische Tradition. „Warum sollte sie wollen, dass wir, ihre Kinder, sie nicht verstehen und Übersetzer brauchen?“ Verfechter*innen der tamilischen Tradition hingegen verweisen auf die tamilischen Gesänge und den Ursprung der Rituale, fordern eine Rückbesinnung auf ihre kulturellen Wurzeln, die nun einmal in Indien lägen. Beide Gruppierungen verweisen wiederum auf neue Formationen, die sich nicht (nur) sprachlich abgrenzen. So gibt es auch vegetarische Orientierungen, die auf Tieropferungen verzichten und stattdessen Limetten und Muskatnüssen zerteilen.

Sonntägliches Ritual zur Verehrung hinduistischer Gottheiten in einem Kali-Tempel





©Berbice, Guyana; Kloß 2013

Geerntetes Zuckerrohr wird zur Fabrik transportiert



©Berbice, Guyana; Kloß 2013

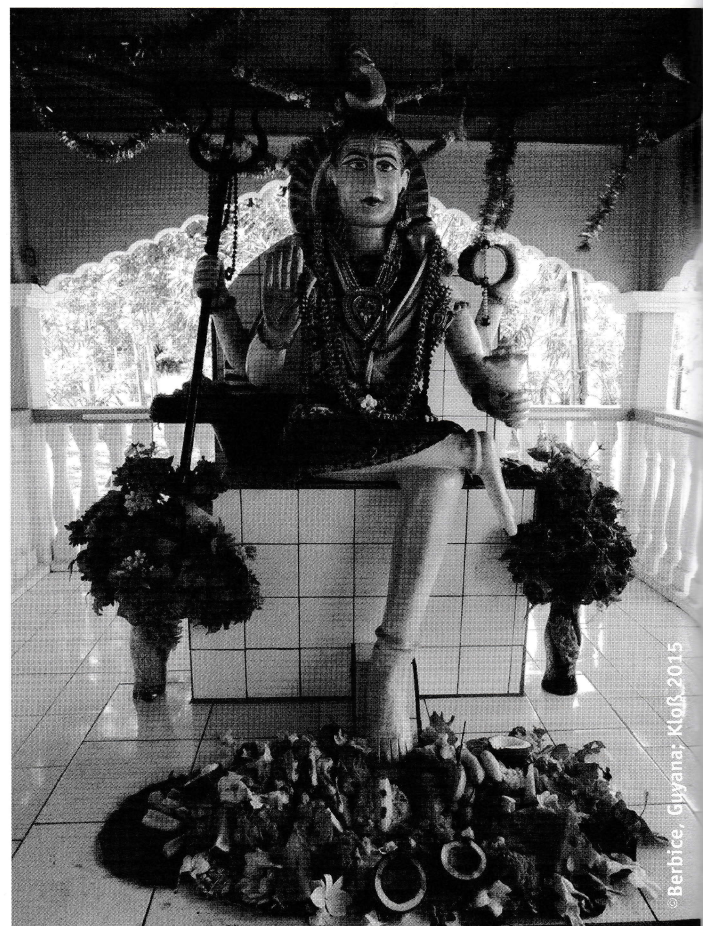
Blick in einen privaten Mandir (Schrein, Tempel) im Vorgarten eines Wohnhauses. Hier werden täglich Gaben während der Puja (Verehrung, Ritual) niedergelegt, darunter Blumen und Räucherstäbchen

Traditionen in Bewegung

Die Madras-Tradition ist nicht nur inhaltlich in Bewegung, sondern auch im geographischen Sinne. Sie verbreitete sich durch die Auswanderung der Praktizierenden insbesondere von Guyana nach Trinidad, sowie auch in anderen karibischen Ländern mit guyanischer Einwanderung. Selbst in Queens, Brooklyn, Miami oder Toronto prägen karibische Kali-Tempel mittlerweile das Straßenbild.

Suresh, dessen Kinder und Enkel allesamt nach New York City ausgewandert sind, hat außergewöhnliche Vorstellungen. Im Gegensatz zu einem Großteil der Guyaner*innen träumt er nicht von einem Leben in den USA. Seine Ambitionen, nach Brasilien zu reisen, sind nicht gewöhnlich. So erzählt Suresh häufig von dem Aufenthalt eines brasilianischen Ethnologen in Guyana, der zur Kali-Mai Puja geforscht und mit seiner Frau mehrere Monate in der Gemeinschaft lebte. Mit strahlenden Augen berichtet er von João, der dort sogar nach traditionellen Madrassi-Bräuchen geheiratet hat. Spricht er von diesem Freund, sucht er Fotos auf seinem Handy heraus, auf denen nicht nur João sondern auch dessen Frau in indischer Kleidung zu sehen ist. Er berichtet von der Hochzeit, von üppigem Essen und der Schlachtung eines Hahnes. Nicht einmal Guyaner*innen wollten nach den Traditionen der Madrassis heiraten, sondern bevorzugten die standardisierten Rituale der Sanatan-Tradition. Denn diese werden vom Gesetz anerkannt und als rechtlich gelten bindend.

Suresh selbst erklärt seinen ungewöhnlich Wunsch nach Brasilien zu reisen wie folgt: „Wenn ich nach Manaus reise, kommt João aus Rio de Janeiro und holt mich dort ab und dann reisen wir gemeinsam weiter und verbreiten die Madras-Tradition auch dort, in Brasilien, wo so viele Millionen Menschen wohnen“.



©Berbice, Guyana; Kloß 2015

Murti (Götterstatue) von Shiva in einem Kali-Tempel

Sinah Kloß ist Ethnologin und forscht zu hinduistischen Traditionen in der Karibik an der Universität Bonn. Zuvor arbeitete sie an den Universitäten Köln, Heidelberg und Basel unter anderem zu indischen Identitäten in Guyana und Suriname.